













**Gleich geschnitten,  
für jeden  
Kopf passend!**  
"Jede Dame ihre eigene Rutzmacherin."

**Der elegante Filz-Capline-Kut!**

Wir schneiden und stecken zu dem niedrigen Preise von  
**0,75 Mk.**  
in unserer Rutz-Abteilung im 1. Stock den Haar- und  
Woll-Capline zum Selbstverarbeiten, ganz nach  
Ihrem Geschmack u. Wunsch, auf den Kopf einer jeden Dame

**Haar- u. Woll-Capline 2,75**  
7,50 5,50 4,75 3,75 2,75 Mk.

**NUSSBAUM, Halle (Saale),  
Gr. Ulrichstr. 60/61**



Ein fertiges Modell

Wir führen Ihnen die  
Herstellung in einem  
unserer Schaufenster  
vor.

Zurück  
**Dr. med. Hermann Kuhn**  
Facharzt für Röntgen- u. Lichtheil-Kunde  
Leipzigerstraße 30

Von der Reise zurück  
**Dr. med. Meding**  
prakt. Arzt und Geburtshelfer  
Gr. Steinstr. 47. Sprechst. 9-11, 2-5, Fernruf 2009

Roßplatz  
Halle  
**BARUM**  
Kasten-Rosen-Circus  
täglich  
8 Uhr  
abends

Schurigs  
**Waldkater**  
Halle, Donnerstag, den 21. Juli  
**Großes Extra-  
Militärkonzert**  
Fanfare-Märche, ausgeführt von der verstärkten  
Frauendorf-Kapelle. Großes Schichtenfeuerwerk  
von Gebr. Pfeiffer & Söhne.  
Beginn 8 Uhr. Eintritt 50 Pf.  
Die gelösten Karten vom 7. Juli und Stammkarten  
haben Gültigkeit.

**Zoologischer Garten**  
Donnerstag, den 21. Juli, nachmittags  
4 und abends 8 Uhr  
**Konzerte**  
des Hallischen Symphonie-Orchesters im Abend-  
Konzert Kompositionen von Johannes Strauß.  
445/64

**Elektrische**  
Hoher  
Drucklöser  
Pflanzen  
Holzsonnen  
Staubsauger

**Stadtgeschäft Halle**  
für Gas-, Wasser- und  
Elektrizitäts-Anlagen  
C. m. b. H.  
Gr. Ulrichstraße 54 ☒ Tel. 25041  
Bequeme Zahlungsbedingungen

**Wratzke & Steiger, Hefflieferant**  
Juwelen — Gold — Silber.  
Poststr. 9/10.

**„IGENO“**  
Industrie- u. Gewerbeschau  
Mitte Juni — Mitte August  
1927  
**NORDHAUSEN**

**Saalschloß**  
Freitag, den 22. Juli, 8 Uhr abends großes  
**Wohltätigkeits-Konzert!**  
zum Besten der Opfer der Unwetter-  
katastrophen in Sachsen.  
veranstaltet vom Beamten-Orchesterverein  
ehem. Militärmusik, Orstrg. Halle, Leitung:  
Otto Haupt, Militärmusik, ca. 60 Mitwirkende,  
ausgewähltes Programm. Eintritt 50 Pf.  
Bei ungünst. Wtr. findet das Konzert im Saale statt.

Ein Insekt zur rechten Zeit,  
hat der Geschäftsmann nie bereut.

**WALHALLA**  
Nur noch 4 Tage!  
Gastspiel  
Marga Feller, Gustav Derivas:  
**Die heusche Susanne**  
Operette in 8 Akten

**Rakete**  
Lachsalve  
auf  
Lachsalve  
erzielt  
Emil  
**Reimers**  
in seinen neuen Burlesken  
Ab 11 Uhr  
Halles größter  
Trocaeroteil.  
Eintritt dazu frei  
545/19

**Rolläden  
Jalousien  
Schaufensierrollos**  
liefern und reparieren  
**Franz Rudolph & Co.**  
Kraussener. 16. Tel. 22104.

**Vergebung**  
der Rekonstruktion der Straße durch den Vorburg-  
graben zwisch. Barabesplatz u. Robert-Franz-Straße  
am **Wittwoch, den 27. Juli 1927,**  
bormittags 11 Uhr.  
Im Büro der Tiefbauverwaltung, Zimmer 23 des  
Bürogebäudes. Bedingungenunterlagen sind da-  
selbst zu haben.  
O 116, den 18. Juli 1927.  
Städt. Tiefbauverwaltung.

**Am Riebeckplatz**  
Ab heute Donnerstag, nachmittags 4 Uhr:  
**Letzte Woche!**  
Das große Abschiedsprogramm der beliebten  
**Leipziger Seldel-Sänger**  
Konstl. Stimmig! Hameel Talita Horkerittl  
Vortragsfolge:  
**Der bescheidene Bettler.**  
Original-Spiel der Seldel-Sänger in 1 Aufzuge.  
Personen: A. Seldel sen., A. Seldel jun.,  
Trude, seine Tochter, R. Noack  
Käthe, die Kellnerin, W. Seidel jun.,  
Ein Bettler, A. W. Seidel  
Hieb, R. Fischer  
Süch, A. Isensee  
Froch, Studenten, A. Seidel jun.,  
Spund, C. Wehmann

„Ich hör so gern Musik!“  
Festtrittel aus der Revue „Der Zug nach dem Westen“,  
Damenimitation von Richard Noack.  
Lieder für Tenor, Gesungen v. Arthur Isensee.  
Das beliebte S.-S.-Trilo. (Arthur Seldel sen.,  
Willy Seidel und Arthur Seidel jun.) in dem  
Parodie-Ülk „Mischung-Spaniel“  
Carr Wehmann als Deibsch, das stich-  
Unikum, mit eigen. Repertoire.  
**Harry Liedtke kommt!**  
Original-Burleske in 1 Akt von M. Neumann  
mit C. Wehmann, A. Seidel sen., R. Noack,  
W. Seidel, R. Fischer, A. Isensee, A. Seidel jun.,  
F. Giesemer.  
Schlußmarsch gebissen von sämtlichen Herren  
der Seldel-Sänger.  
Am Flügel: Kapellmeister und Komponist  
Felix Giesemer.  
**Der Filmstift bringt:**  
Ein Meisterwerk in Regie, Darstellung und  
entsessener Naturgewalten!  
**Entfesselte Elemente**  
Ein Film von Liebe und Haß und von wunder-  
barer Naturpracht und Hingrund.  
Hauptrollen:  
Vilma Banky — Ronald Colman  
Ein Filmwerk, das mit unbewunderter Macht  
Augen und Sinne fesselt und den Zuschauer  
mit überwältigender Kraft in seinen Bann zieht.  
Jugendliche haben Zutritt.  
Besuchen Sie möglichst die ersten Nach-  
mittags-Vorstellungen, da der Abendandrang  
nicht zu bewältigen ist.

**Ehren- und Freikarten ungültig!**

**Am Riebeckplatz**  
**Saalestraße 51**  
Ob die Sommerreise strahlt,  
Ob der Mensch zum Frühling neigt,  
Bangt um seines Lebens Reste,  
Lachen ist doch stets das Beste!

Ab heute Donnerstag, nachmittags 4 Uhr:  
Das große Spiel Doppelprogramm  
2 1/2 Stunden herztastendes Lachen  
So blond und schlank und lustig obendrein,  
das ist die Maid —  
**Der Wirtin Töchterlein**  
(Die Kleine und ihr Kavaller)  
Ein lustiger Film von einem kleinen Mädel  
und ihrem Kavaller in 7 Akten.  
Die Darsteller:  
Mutter Spleske, die ebenso rund-  
liche wie energische Wirtin Zum  
Spankerl! — Lydia Potechina  
Lieschen, das Töchterlein, sehr jung,  
sehr hübsch und sehr veritit.  
Hilde Jennings  
Bühmchen, der ehrsame, aber vom  
Pech veritigte Herr „Ober“  
Kernmann Ploha  
Willy, der blonde Aushilfskellner  
von bestechendem Aussehen  
Hans Brausewetter  
Adolf, der bei der Wirtin einen Stein  
im Brett hat — Fritz Kampers  
Ferner:  
Eleanoth Pinajeff — Naly Delschaft  
Eduard von Winterstein u. a.  
Auerdem:  
**Jim, der Gaunerkönig**  
8 Akte tollerster Heterkeit und noch tolleren  
Situierungen nach dem bekannten Bühnen-  
stück von Jean Guillon mit  
Nicolas Rimsky in der Rolle des Gauners.  
Ein toller Wirbel voll Einträge, Tempo  
und Temperament.

**Annoncen-Expedition Rudolf Mosse**  
Fernr. 26151, 29676 Halle-Saale Fernr. 26151, 29676

Unsere Büros und Anzeigenschalter befinden  
sich ab heute nur noch in den von unserer  
Firma seit 40 Jahren innegehabten Räumen  
**Brüderstraße 4**  
Fernruf 26151, 29676

**Weißenfels**

Heimatfestspiele auf d. Rudelsburg  
bei Bad Kösen  
**„Die letzten Rudelsburger“**  
Auführungen: Sonnabend, den 23. Juli 1927,  
Sonntag den 24. Juli 1927. Anfang 17 Uhr.  
Vorverkauf: Kurmittelhaus Bad Kösen. Fernruf 18.

Die Mitglieder des Alldutschen Verbandes,  
Ortsgruppe Weißenfels, werden erbeten, sich an  
der Begräbnisfeier unseres so plötzlich durch den  
Tod abgerufenen hochverehrten Herrn Vorsitzenden  
Königl. Sanitätsrat [194/209]  
**Dr. Fritz Flitner**  
am Freitag, den 22. Juli, um 14,45 Uhr recht zahl-  
reich zu beteiligen.  
Ortsgruppe Weißenfels  
im Alldutschen Verband, i. A.: R. Rich.







# Unterhaltungs-Beilage

## Der Ruck im Sesselstuhl

ROMAN VON  
PAUL FECHTER

Copyright 1926 by Deutsche  
Verlagsanstalt, Stuttgart

Sei es, daß die Mama diese Gleichgültigkeit gegenüber dem Gespräch, das sie mit der mißratenen Tochter im zweiten Nebenzimmer führte, durch Evas geschlossene Türe hindurch empfand, sei es, daß die Töne, die diese beim Gähnen nicht völlig vermeiden konnte, gerade in eine Gesprächspause gefallen waren: jedenfalls wurde die Türe plötzlich aufgerissen, und Frau Amélie rief mit vor Erregung noch höherer Stimme: „Also was sagst du dazu?“

Die drei Schlafgemächer bildeten jetzt eine hell erleuchtete Flucht von Zimmern. In den beiden äußeren sah je eine Tochter auf der Bettkante, während in der Mitte die Mama drohend zwischen den Verbindungstüren stand. Als Bild hatte die Sache entworfen ihre Reize. Sowohl was die Umgebung als was die Kostüme der Damen anging.

Am hübschesten sah es bei Toni aus. Während die Mutter redete, hatte sie gemächlich ihre fofettes helles Kostüm mit einem noch lockteren gelblichen Schlafanzug vertauscht und hatte violette Pantöffelchen mit mächtigen Seidenpompons an die Füße getan. In der erhobenen Linken hielt sie einen silbernen Handspiegel und in der Rechten einen Kamm, mit dem sie ihren dunklen Dufkopf interessiert und sachlich zugleich bearbeitete.

Diese betonte Teilnahmslosigkeit brachte den ohnehin nicht sehr widerstandsfähigen Fäden der Geduld bei Frau Amélie zum Reißen. Sie verließ, ohne eine Antwort auf ihre Frage abzuwarten, das Zimmer der noch belleideten Eva und stand plötzlich wieder vor der bereits entleerten Toni. Mit der einen Hand raffte sie einen rosa Crêpe de Chine-Morgenrock über den zum Ausdruck heftiger Gemütsbewegungen bestimmten und entsprechend wogenden Körperteilen zusammen; die andere streckte sie gebieterisch gegen die ungetarnte Tochter aus und erklärte gleichzeitig mit ebenfalls wogender Stimme: „Also ich verlange jetzt von dir, daß du mir klipp und klar auseinandersetzt, was du dir bei deinem Benehmen eigentlich gedacht hast. Ich finde es empörend. Geradezu empörend!“

Toni brachte den Spiegel in unmittelbare Nähe ihres Gesichts, fuhr mit einem Finger langsam über eine Augenbraue, ließ dann beide Hände sinken und sagte mit leidendem Ton: „Ich an deiner Stelle würde mich nicht so aufregen, Mama. Du wirst morgen wieder Schatten unter den Augen haben.“

Damit legte sie Spiegel und Kamm auf das Nachtschischen unter die gelb beschirmte Lampe, reckte sich und stand nun der Mama in etwa zwei Meter Entfernung gegenüber.

Es war nicht zu leugnen, daß der Gegensatz der Gefühle, der augenblicklich zwischen den Damen bestand, den Gegensatz ihrer Erscheinungen aufs vorteilhafteste heraus hob. Die Tochter, schlank, schlant, dunkel, einer Jugend angehörig, die das Vorhandensein von Eltern als notwendiges Nebel in Kauf nahm und in einer Mutter zwar eine ältere Dame, aber durchaus nicht jemand sah, der Anspruch auf Gehorham oder ähnliche unangenehme Leistungen erheben durfte. Die Mutter selbst, ebenfalls schlant, aber blond und aus einer Generation, deren weibliches Ideal noch nicht in der möglichsten Annäherung an die Männlichkeit lag, somit nicht ohne Besitz dessen, was frühere Jahrhunderte als die Kennzeichen des weiblichen Geschlechts in körperlicher Hinsicht empfanden. Sie mochte gegen die Vierzig sein; aber sie war ebenso Frau, vielleicht sogar noch mehr als das schmale, gelbe Wesen, das ihr gegenüberstand; denn sie regte sich auf, während die Tochter mit aufreizender Gelassenheit der mütterlichen Gemütsbewegung zuschaute.

Es dauerte einige Zeit, bis der geborenen Wohnzettel die ganze Nachlässigkeit der töchterlichen Anmerkung über ihre Aufregung und die Schatten zum Bewußtsein kam. Dann aber konstatierte sie mit gerechtem Jörn, daß sie sich solche Feststellungen ihrer Mutter gegenüber niemals erlaubt haben würde. Und daß sie sich diesen Ton ganz energisch verbate.

Die Antwort der schmalen Toni war ein leises Lachen, so daß die Mama von neuem erstarrte. Die Tochter aber schüttelte halb

entschuldigend den Kopf: „Ich stellte mir bloß vor, wie du zu Großmutter sagst, daß sie morgen wieder Schatten unter den Augen haben würde.“

Damit kehrte sie auf ihre Bettkante zurück und begann, sich in die Bearbeitung ihrer Fingernägel zu vertiefen, die es so angenehm ermöglicht, völlige Gleichgültigkeit gegenüber Meinungen, Ansichten und Existenz eines anderen zum Ausdruck zu bringen. „Ich weiß nicht, was du eigentlich willst, Amélie,“ bemerkte sie dazu. „Wie ich zu Fred stehe, ist dir bekannt. Was ich für Konsequenzen daraus ziehe, ist meine Sache, in die du für mein Gefühl nur hineinzureden hast, wenn sie in deine Wohnung hineinspielen. Ich glaube, daß du darüber nicht klagen kannst. Was willst du also? Soll ich kommen und Gefühle bekennen? Das erwartest du doch selber nicht!“

Die Anrede Amélie war nicht, wie man hätte annehmen dürfen, eine neue Ungeheuerlichkeit, sondern ein Entgegenkommen. Die geborene Wohnzettel hatte, als ihre Tochter heranwuchs, keinen Wert darauf gelegt, sich lediglich als liebende Mutter zu etablieren. Sie hatte infolgedessen, wenn die Kinder sie im Lebermut mit ihrem Vornamen, anredeten, zwar pflichtschuldig gegen diese Vertraulichkeit protestiert, hatte aber gleichzeitig durch Weiterkeit selbst zu dieser Bezeichnung ermuntert. Denn jemand, den man Amélie nennt, stellt man auf die gleiche Stufe mit sich, und wenn dieser Jemand achtunddreißig Jahre zählt und weiblichen Geschlechts ist, so läßt er sich von Achtzehnjährigen gern auf die gleiche Stufe stellen.

Augenblicklich war Frau Amélie indessen nicht geneigt, die gleiche Stufe als Annehmlichkeit hinzunehmen. Im Gegenteil. Sie wollte keine gleiche Stufe; sie wollte recht haben und fühlte, daß das als Amélie noch schwieriger war wie als Mama. So hob sie den Kopf und straffte den Rücken: „Ich verbitte mir diese Vertraulichkeit. Die Situation ist nicht danach. Du bist meine Tochter, und ich trage die Verantwortung für dich.“

Toni rieb langsam am Nagel ihres abgepreizten kleinen Fingers: „Die Verantwortung für sich kann jeder nur selber tragen, Mama.“

Damit hob sie den Kopf und sah die Mutter an: „Du meinst es gut, aber du siehst nicht, daß wir anders sind. Du hast, als du jung warst, Romane gelesen und auf den Herrlichkeiten von allen gewarret; vielleicht auch auf das Wunderbare. Und dann bist du selbständige Frau geworden mit dem Recht auf eigenes Leben und was weiß ich sonst noch. Das ist alles sehr schön; aber das verstehen wir nicht mehr, und darum verstehst du nicht, was wir wollen. Ich habe Fred gerne und er mich. Ob ich ihn heirate, weiß ich nicht, wahrscheinlich nicht. Aber soll mich das hindern, ihn zu sehen, mit ihm Tennis zu spielen oder Tee mit ihm zu trinken? Du kannst mir das verbieten. Ich tue es natürlich doch. Warum nimmst du es also nicht hin? Ich rede dir in dein Leben doch auch nicht hinein.“

Mit dem letzten Satz gab Toni der Mutter ein Stichwort, das diese unmöglich vorüberlassen konnte. Sie reckte sich von neuem: „Du redest mir nicht in mein Leben hinein? Ich will dir etwas sagen: Erstens ist diese Feststellung eine Annäherung. Zweitens aber: bei mir ist nichts, über das man zu reden hätte. Mein Leben liegt offen vor aller Augen da, und ich brauche nichts zu scheuen, nicht einmal die Blicke einer Tochter, die so lieblos ist wie du. Ich bin mir immer meiner Pflicht gegen euch und gegen meinen Ruf bewußt gewesen; denn ich bin so erzogen worden, daß ich das als eine Selbstverständlichkeit und als die erste Voraussetzung im Leben einer Frau empfunden habe.“

Das hätte sie nun wieder nicht sagen sollen; denn sie mußte wissen, daß Toni sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen würde. Die Antwort erfolgte denn auch prompt, begleitet von einem freundlichen Lächeln: „Warum hast du uns dann nicht ebenso erzogen, Mama? Du hättest dir damit manchen Aerger erspart.“

## Lebenswende

Von Elisabeth v. Aster, Goslar.

Marhausen i. d. Heide, den 10. August.

Liebe Ulla! Ich bin todunglücklich! Wenn Du ahntest, in welcher einem fürchterlichen Kest ich hier sitze — in einem verita-blen Heidedorf mit sandigen Wegen und strohgedeckten Hütten! In einem Gasthof wohne ich, in dem Zivilisation und Komfort unbekannt Begriffe sind. Ist es denkbar, daß man sein Leben lang ohne fließendes Wasser, ohne elektrisches Licht auskommen kann? Die Menschen hier können es, weil sie derartige gar nicht kennen.

Ich bin außer mir — wie konnte der Sanitätsrat mich hier schiden? Hätte ich Ruhe und Waldluft nicht auch in besseren Orten haben können? Es ist ja richtig, ich schließ die sechs Wochen im Sanatorium nicht gut, die Höhenluft bekam mir nicht — kein Wunder nach den Aufregungen, dem Fortgehen von meinem Mann. Ich mag ihn kaum noch so nennen, wir werden ja bestimmt ganz auseinandergehen. Seine Untreue vergehe ich ihm nie! Doch das weißt Du ja alles, Du, meine einzige Ver-traute.

Wie soll ich es hier aushalten ohne jegliche Anregung? Schick mir Bücher, Ulla, und Zeitschriften, und schreib mir von meinem geliebten Berlin — schreib mir, was dort vorgeht, was man an-zieht, wovon man spricht.

Eins muß ich noch erzählen: ich bin hier nicht allein im Gast-hof, außer mir sind noch neun oder zehn „Kurgäste“ da — aber was für welche! Es war hochsommerlich, als ich das erste Mal zu Tisch kam — diese Blide, dies Verstummen! Ich hatte natür-lich ein gutes Abendkleid angezogen, décolleté und ohne Ärmel wie es Mode ist. Entsetzt betrachtete mich alles, als ich Platz nahm. Fast mußte ich lachen, wenn nur das Milieu nicht so de-primierend gewesen wäre! Stelle Dir lauter Leute in vorfind-stlichen oder unschönen Anzügen vor; ein altes Ehepaar — richtige Kleinbürger — sitzt rechts von mir, links zwei ältliche Mädchen und ein Herr mit Brille, der enorm kurzschichtig sein muß. Diesem gegenüber ein dunkler, schwarzgekleideter Herr, vermutlich ein Pastor. Dazwischen ich — kannst Du Dir das vor-stellen?

Bedaure mich, Ulla, und schreibe bald von allem, was uns interessiert.

Immer Deine Inge.

\*

Marhausen, Mitte August.

Geliebte Ulla! Dein Brief und all die netten Zeitschriften waren mir ein wahres Labsal, ein Klang aus der großen Welt. Empfange tausend Dank!

Wie es mir geht, fragst Du: Ach, gesundheitlich gut — ich schlafe viel besser, vielleicht wirkt die entsehlische Langeweile so auf mich. Weißt Du, was meine einzige Zerstreuung ist? Abends, wenn ich das Spazierengehen im tiefen Sande dieser öden Land-schaft satt habe, sitze ich bei einer steinalten Frau, der Mutter des Wirts, auf der Bank vor dem Hause. Sie ist eine merkwür-dige Frau, schön, ehrentwürdig oder — ich weiß nicht was. Daber so unsagbar schlüch und fröhlich wie ein Kind. Sie hat Kinder-angen, anders kann man sie nicht nennen, klare, tiefe Kinder-angen. Wir sprechen über ganz einfache Dinge, meist über die Heide, die entsehllich langweilige Heide. Sie liebt sie, für sie ist die Heimat das Schönste, das Einzige — sie kennt ja nichts anderes. Weil ich ihr nicht weh tun will, höre ich zu. In man-chem hat sie ja recht, die Farbe der Heide ist wunderschön — solch rötliches Kleid müßte man mal tragen, zu meinem Haar würde es gut stehen. Was meinst Du?

Die alte Mutter Vine — so nennt man sie — meinte gestern: „Wandern Sie mal mit dem jungen Pastor, der hier im Haus ist, durch die Heide; er schätzt sie und liebt sie wie wir, er kennt alle Pflanzen und Tiere. Alles sieht er mit unsern Augen.“

Wie kann das möglich sein? Er lebt, wie ich höre, auch in einer größeren Stadt. Ob ich ihn bitte, mich mitzunehmen? Ge-wiß ist er sehr fromm, findet mich sündhaft und wird mich be-lehren wollen! — Mein fürchte ich mich, weit zu gehen; in solcher Einsamkeit gibt es bestimmt Strolche. Ach, wie ich Dich beneide, Ulla, um Berlin mit seinem Trubel, um Theater, Musik — um alles dort!

Du fragst, ob ich von meinem Mann hörte? Kein Wort. Ob ich die Scheidung schon eingeleitet? Ach, Ulla, ich mag jetzt nicht daran denken, ich habe ein Gefühl, als pöhlen die häßlichen Sachen, die solch ein Prozeß mit sich bringen muß, nicht in diese Ruhe. Ich will noch warten.

Daß wieder von Dir hören und vergiß nicht

Deine einsame Inge.

\*

Marhausen, den 21. August.

Meine liebe Ulla! Schon wieder schreibe ich, weil ich Dir etwas erzählen muß, etwas Sonderbares. Als ich neulich den

Brief an Dir zur Post trug, begegnete mir der Pastor; er grüßte, ich blieb stehen und fragte ihn, ob er hin und wieder mit mir wandern möge, ich sei allein und kenne die Heide noch gar nicht. Er sah mich aufmerksam mit seinen dunklen Augen an, dann nickte er und gab der Hoffnung Ausdruck, daß mir seine Gesell-schaft genüge. Wir verabredeten uns für den folgenden Morgen.

Um 7 Uhr zogen wir los. Schredlich früh, nicht wahr? Aber es war wunderbar draußen, unbeschreiblich erfrischend die Luft, so würzig der Duft der blühenden Heide! Ich fange an, die ent-zündende Heideblume zu lieben, Ulla. Warum hat man sie bel uns nicht viel mehr in Vasen oder Töpfen? Denke, wie sie sich als Tafeldekoration eignen müßte? Aber vielleicht wirkt sie da nicht — man muß sie hier draußen sehen, wo sie wächst, wo sie hingehört.

Wir gingen erst eine Weile schweigend, der Pastor sah mit leuchtenden Augen um sich — sein gebräuntz Antlitz strahlte, wie von einer innerlichen Freude. Die Brust dehnte sich in der köst-lichen Morgenfrische; wir schritten tüchtig aus, denn auf Mutter Vine's Rat hatte ich keine ausgeschnittenen Stiefelschuden an. So schid sie sind, hier erschweren sie das Gehen. „Sehen Sie den Tau“, sagte der Pastor, „wie die Sonne sich darin spiegelt, und die weißen Nebelschleier über dem kleinen Fluß, sie schim-mern in allen Farben.“ Das war ein eigentümlich schöner An-blick! Nie hatte ich das gesehen. Ueberhaupt all das Schöne, worauf der Pastor mich aufmerksam machte, hatte ich noch nicht bemerkt und bin doch schon zehn Tage hier. Er zeigte mir, wie die Bienen von Blume zu Blume flogen, schwer mit Blütenstaub beladen, der den kräftigen Heidehonig gibt. Ihr rühriges Ge-summ füllte die Luft ringsum — sonst kein Laut. Schmetter-linge, Käfer umschwirrten uns; und jetzt — hoch in der Luft sang die Feldlerche ihr Dudelbubel. Man sah sie droben im Raum wie einen ganz kleinen schwarzen Punkt. Es ist beschämend, aber ich hatte nie eine Lerche frühmorgens gehört — der Pastor wollte es nicht glauben. Er kennt und weiß alles und ist gar nicht bigott, Ulla. Er ist ein froher, guter Mensch, und er hat eine Liebe zu allem Getier, die rührend ist. Mir wurde ganz sonderbar zu Mut auf diesem Gang, ganz benommen von all dem Neuen, dem Interessanten, an dem ich immer so vorbei gelaufen bin, das ich nicht einmal geahnt habe. Wie reich muß der Pastor sein, wie befriedigt — er sieht die Welt mit ganz, ganz anderen Augen wie wir, Ulla. Warum sehen wir sie anders; macht es die Großstadt, hat uns niemand dazu erzogen oder muß so etwas angeboren sein? Ach, ich bin ganz verwirrt — so viele Fragen drängen sich mir auf, Viehste, Fragen, die mir wellenförmig lagen bisher. Daß mich aufhören für jetzt, ich bin rechtlichaffen müde von dem heutigen weiten Weg und werde mit den Sühnern zu Bett gehen.

\*

Inge.

\*

Marhausen, den 7. September.

Liebe gute Ulla! Heute erst komme ich zum Schreiben und wollte doch Deine Zeilen viel früher beantworten. Aber mein Tag ist jetzt immer so ausgefüllt. Der Pastor und ich haben unsere Wanderungen fortgesetzt, jeden Morgen gehen wir nach kurzem Imbiß los bis gegen elf Uhr. Dann habe ich kalt in dem kleinen Fluß. Das Wasser ist kühl, es prickelt tüchtig, aber das Baden bekommt mir glänzend. Ich habe einen ungehörigen Appetit danach und schlafe wie ein Bär. Von diesen Heidenan-derungen werde ich Dir viel, viel erzählen, wenn wir uns wieder-sehen, liebe Ulla. Eine ganz neue Welt ist mir durch sie auf-gegangen — eine Welt, die reich und schön und voller Wunder ist. Der Pastor ist mein Lehrer, und ich bin seine Schülerin, die nichts weiß, die alles noch lernen muß und — lernen will! Ach, Ulla, ich war ein hohes Gefäß bisher, mit Nichtigkeiten angefüllt, dazu noch eingebildet auf meinen Kunstsin, meine Kenntnisse. Was sind sie ohne die Kenntnis der Natur? Geht nicht Kun- von der Natur aus, bleibt letztere nicht immer die Quelle, aus der jene schöpft?

Ich habe dem Pastor mein Unglück vertraut und sprach mit ihm über unser bevorstehendes Auseinandergehen. Er antwortete lange nicht darauf — wir saßen am Wegrain, die Goldammern sangen so lieblich um uns — dann sagte er langsam: „Vergeben und wieder vergehen, verstehen und mütterlich lieben ist die große Macht der Frau, durch die sie uns Männer alle bezwingt und festelt . . .“

Vergeben und wieder vergehen — das ist ja unmöglich nach dem, was Herbert mir angetan!

„Lieben heißt sich opfern, aufopfern für den anderen“, sprach mein Begleiter mit tiefer, ruhiger Stimme. „Erst durch Leid, Enttäuschung und durch Ausschalten des Ichs wird die Liebe ehi und geheilig und währt bis zum Auseinandergehen — im Tode.“

Ich kann nicht, Ulla, ich kann es nicht — vergehen, das erste Wort sprechen! Wo bliebe da mein Stolz, meine Selbstachtung? Nein, nein — das kann und darf kein Mensch von mir verlangen.

Schreib mir recht lieb, Ulla, ich sehne mich so nach Liebe und Verstehen!

Deine Inge.

Aber ich kenne dich viel zu gut, um irgend etwas in deinem Leben zu vermuten, was nicht hineingeht. Ich wünschte sogar manchmal, daß es anders wäre, wenigstens ein bißchen anders. Denn ich glaube, dann würdest du viel glücklicher sein; du würdest dich weniger um uns kümmern, die wir dich doch nicht ausfüllen können, und du würdest vielleicht sogar verstehen, wie wir leben müssen."

Die Wirkung dieser Rede kam selbst der kühnen Tochter unerwartet. Frau Amélie sagte nämlich gar nichts, sondern sah das schmale junge Wesen eine ganze Weile schweigend und bewegungslos an. Alle hamburgische Ueberlegenheit und Spitzigkeit in ihr war auf einmal verfliegen. In dem rosa Crêpe de Chine-Morgenrock über dem leichten Watistnachtshemd sah eine Frau, der ein zufälliges Wort unvermutet das Loch in dem Vorhang ihres Lebens ein bißchen vor die Augen gerückt hatte. Und die nun plötzlich durch diese unvermutete Oeffnung etwas sah, was sie bisher niemals gesehen hatte. Sie hatte vergessen, daß sie Frau Amélie Jordan geborene Wokwintel aus Hamburg war; sie war für einen Augenblick Frau Geworden, nur Frau, weder geborene noch verheiratete.

Allerdings nur für einen Augenblick. Dann siegten wieder Kaffee ein gros und gute Erziehung. Es kam ihr zum Bewußtsein, daß die Tochter den Wunsch geäußert hatte, ihr Leben, das Leben der geborenen Wokwintel, möchte anders sein, als es war. Das mußte geahndet werden. Sie stand auf und begann im Zimmer auf und ab zu gehen, machte in der Nähe des Fensters halt und stellte fest, daß die Tochter viel zu jung wäre, um von derartigen Dingen anders als durch Lektüre moderner, überspannter Romane etwas zu wissen.

"Das ist, es ja, warum ich versuche, deine Beziehungen zu diesen jungen Menschen zu lösen. Er hat all diese verkehrten Ansichten in dich hineingebracht. Wenn du so etwas sagst, höre ich immer ihn reden; denn das ist alles unweiblich, und du, als meine Tochter, hast eigentlich ganz andere Ansichten. Du bist ja gar nicht so kühl, wie du dich stellst, und hast Gefühl wie wir alle; aber du tust immer so überlegen, weil Fred so tut, und das ist gar nichts für dich, und ich leide es nicht länger."

Während dieser Rede hatte sie ihren Blick durch einen Spalt im Vorhang gedankenlos über den nächstlichen Hof wandern lassen. Der Blick fand auf dieser Wanderung nicht viel außer vier hellen Fenstern, die gegenüber in gleicher Höhe, ebenfalls durch Vorhänge sorglich gegen Einblick gesichert, in das kühle Dunkel des Septemberabends leuchteten. Es war unmerkbar, daß die zweite Hälfte der Ermahnungen Frau Amélies bereits offensichtlich unter der Einwirkung dieser vier leuchtenden Rechtecke litt; das Herz der Tochter war nicht mehr ihr einziges Ziel, und plötzlich bemerkte sie mit einer Sachlichkeit, durch die Toni mit ihrer Gefühllosigkeit wenigstens etwas als Tochter ihrer Mutter legitimiert wurde: "Die Person scheint schon wieder Gesellschaft zu haben."

Toni überhörte zunächst das Appendix und antimortete lediglich auf den ihr gewidmeten Teil der Rede. "Ich weiß gar nicht, warum du deswegen soviel Aufhebens machst. Fred ist ein guter Kerl, er zieht sich sehr gut an, was man nicht eben häufig findet, namentlich heute nicht, wo ein Anzug Milliarden kostet. Er spielt gut Tennis, gibt mir die besten Börsentips, und daß er Bücher lieft und mir mitbringt, sollte doch in deinen Augen, die du so für Seele bist, kein Verbrechen sein."

Während dieser Rede hatte sie zunächst noch betont teilnahmslos ihre Nägel gemustert, weil sie in der Tat, wie Frau Amélie bemerkt hatte, Wert auf Ueberlegenheit legte, denn sie war erst neunzehn Jahre alt. Dann aber konnte sie nicht hindern, daß die Natur, die sie ebenfalls in sich trug, zum Durchbruch kam. Und diese Natur interessierte sich viel mehr für das Appendix als für die Pädagogik Frau Amélies. Die mütterliche Anmerkung über die "Person" war in die wirklichen Tiefen ihrer Seele gefallen, also daß sie sich jetzt langsam erhob, neben die Mutter trat und ebenfalls durch den Spalt des Vorhangs spähte, hinüber nach den vier hellen Rechtecken mit den dunklen Kreuzen darinnen, die sorgfältig verhängt über den Hof leuchteten.

Eine Weile standen Mutter und Tochter schweigend nebeneinander, dann sagte Toni träumerisch: "Da wird sicher wieder Onkel Otto drüben sein."

Die geborene Wokwintel zog die Brauen zusammen, aber ihr Blick blieb an den hellen Fenstern hängen. "Du wirst recht haben, mein Kind, und das ist das Traurige daran. — Daß jemand, der Wokwintel heißt, es mit solch einer Person hält, davon will ich nicht reden; die Männer sind nun einmal so, und du wirst diese Erfahrung auch noch machen. Aber daß er sich nicht scheut, wenn er sich schon mit seiner Familie überworfen hat, im Hinterhaus weiter zu verkehren, wo die Familie vorne wohnt, daß alle es sehen können, und dann noch die Fenster zu verhängen, das finde ich empörend. Und Gutbier heißt sie auch noch. Als ob das überhaupt ein Name ist: Erna Gutbier."

Die Tochter lachte. "Ach, Amélie — ist es wirklich so schlimm? Ich meine nicht das mit dem Namen, ich meine das mit Onkel Otto. Vielleicht hat er doch nicht so ganz unrecht. Und wenn sie

nun einmal hier haust — soll er sie dann nicht mehr besuchen, bloß weil wir vorne wohnen, und er ist böse mit uns? Sie sieht doch immer so lustig aus, und vielleicht braucht er das gerade. Lustigkeit gibt es im Hinterhaus immer mehr als am Ausgang nur für Herrschaften."

Frau Amélie sah noch immer durch den Spalt im Vorhang. Sie hatte gar nicht recht gehört, was die kluge Tochter da an Vorder- und Hinterhausphilosophie vortrug, sonst hätte sie sicher die kindliche Schiefheit ihrer Auffassung richtiggestellt. Aber sie war dazu nicht in der Lage; ihre Seele hatte sich inzwischen auf eigene Wege begeben. Und es mußten seltsame Wege gewesen sein; denn auf einmal äußerte Frau Amélie ein bißchen langsamer, ein bißchen leiser, so als ob diese Feststellung eigentlich nur für sie und nicht für die Tochter bestimmt war: "Wenn man auch immer allein ist ..."

Wehr sagte sie nicht. Toni aber hörte nicht bloß die Worte, sie hörte noch etwas mehr. Sie begriff plötzlich, warum die Mutter am Fenster stand und zu der Wohnung von Fräulein Erna Gutbier, Directrice, hinüberschaute; und sie begriff noch sonst alles. Sie nahm daher, entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten, den müden Ball, als den sie diese Aeußerung hätte auffassen können, nicht an. Sie senkte ein bißchen den Kopf, ging dann zu der Mutter hinüber, deren Gesicht in diesem Augenblick über dem rosa Crêpe de Chine-Rock merkwürdig jung und eigentlich auch wie das eines Mädchens aus sah, legte die Hand leicht auf ihren Arm und sagte mit einem Ton, der gar nicht recht zu ihrer bisherigen Ueberlegenheit passen wollte: "Wir wollen aufhören, Mama. Du bist müde; gute Nacht. Es tut mir leid, daß du Aerger gehabt hast."

Die geborene Wokwintel sah die Tochter mit einem verlorenen Blick an, der von irgendwoher zu kommen schien, wo weder Onkel Otto noch Fräulein Gutbier noch die Tochter sich befanden. Sie sagte ebenfalls mechanisch "Gute Nacht" und wollte gerade den Heimgang in ihr Gemach antreten, da öffnete sich plötzlich eine Tür, ein Lichtschein drang heraus, und zwischen den Portieren erschien zuerst ein Leuchten mit einer brennenden Kerze, dann ein Arm in einem weißen, immer länger werdenden Vermel, und schließlich stand, bekleidet mit Nachtlade, Haube und weißem Unterrock, Großmutter Luisechen in der Tür und fragte streng: "Was hast du mit dem Kinde vor?"

Damit kam sie drohend, das Licht vor sich her tragend, näher, legte ihren freien Arm um die Schultern der Enkelin und ging von der rhetorischen Frage zum kategorischen Imperativ über: "Du darfst dem Kinde nichts tun."

Der Anblick der Gruppe war anregend und reizvoll. Drei Generationen im Nachthemd demonstrierten den Wandel der Mode mit schöner Eindringlichkeit. Von der Nachtlade zum Schlafanzug, dazwischen der Morgenrock über dem Watistnachtshemd — drei Ideale, drei Selbststilisierungen der Frau in ihrer reinsten Form standen auf engem Raum nebeneinander, verwandt und fremd zugleich — mit einem Wort: eine Familie.

Toni aber, voll tiefer Furcht vor weiteren Diskussionen, lachte und legte ihre Linke auf den Arm der Großmutter: "Mir tut niemand etwas."

Luisechen machte ein böses Gesicht. "Warum redet ihr dann so lange? Dann laßt mich lieber schlafen. Josias schläft längst. Er hat sicherlich wieder heimlich eine Flasche mehr getrunken. Er schnarcht noch lauter, als ihr geredet habt. Zu meiner Zeit war das anders. Gute Nacht."

Damit entwich sie zum Rechts, Frau Amélie verschwand zur Linken. Als das Zimmer endlich leer war, atmete Toni hörbar auf, knipste das Licht aus und begab sich nicht etwa ins Bett, sondern noch einmal zum Fenster. Sie begnügte sich nicht mit dem Spalt im Vorhang, sondern schob ihn energisch beiseite, öffnete das Fenster ein bißchen und sah nicht nur, sondern horchte hinüber.

Sie hatte Erfolg. Klänge eines ganz bestimmten, aber sehr vergnüglichen Klaviers kamen über den Hof, begleitet von verschiedenen hohen Juchzern weiblicher Stimmen. Toni nickte: "Es ist sicher Onkel Otto."

Vorsichtig schloß sie das Fenster wieder, ging zum Bett und sprang gewohnheitsgemäß mit einem raschen Satz hinein. Sie wickelte sich fest in die seidene Decke, drückte das weiche Kissen gegen das Fußende und holte dann aus dem verschlossenen Kasten des Nachtschens Lektüre hervor. Nicht eines der von Mama verpönten Bücher, sondern einen mit violetter Linde geschriebenen Brief. Sechzehn Seiten lang.

Mit diesem legte sie sich behaglich in die weichen Kissen und fing an zu lesen. Aber bereits nach der dritten Seite redte sie sich, lachte, verschloß den Brief wieder, drehte die Lampe aus, sagte: "Ich seid ja alle so dumm!" und war gleich darauf eingeschlafen.

Die lichtgraue Erna aber lag noch lange wach, und ihre Gedanken wanderten, und das Ziel dieser Wanderung war wieder Herr Gieseler, der mit Vornamen Ernst hieß.

(Fortsetzung folgt.)

Marhausen, Ende September.

Du Liebes! Ich bin so im Zwiespalt und in Unruhe, wie sehr, kann ich Dir nicht beschreiben. Der Pastor ist schuld daran — ich soll vergeben, von ganzem Herzen vergeben. Ach, das ist unendlich schwer! Mutter Lina sieht mich mit ihren guten mitleidigen Augen an; aber sie ist mit dem Pastor im Bunde, auch sie spricht vom Vergeben, siebenzig mal siebenmal sollen wir vergeben — das wird von uns gefordert. — Ulla, was beginne ich nur? Es war so schön, so ruhig hier; nun bestürmen mich Zweifel, ich bin im harten Kampfe mit mir selbst . . .

Fortsetzung von oben.

Ulla — er ist hier, Herbert ist hier! Was sagst Du nun, Liebes? Und alles ist gut — alles! Ich rief ihn nach tausend Kämpfen — er kam sofort, am selben Tage noch!

Ach, ich bin wie im Traum und kann Dir nicht alles so schreiben, aber wir sind nun versöhnt, sind glücklich. In dreizehn Tagen werden wir zu Hause sein; so lange wollen wir die Stille und Ruhe noch genießen, wollen weit wandern, um auch andere Gegenden der Heide kennen zu lernen — der geliebten Heide, die mich bereichert, mich vertieft hat, der ich meine Genesung danke, meine körperliche und seelische Befundung. Schwer, unendlich schwer wird mir der Abschied von den lieben, einfachen Menschen hier, denen ich so viel verdanke!

Nach sehen wir uns wieder, Ulla. Aber ich komme als eine Andere, Gereifere zu Dir zurück. Nur meine Freundschaft für Dich ist die gleiche geblieben; so bin ich immer

Deine getreue Inge.

## Das letzte Gesicht

Skizze von Alfred Manns.

In der ostfriesischen Küstengegend liegt das Dorf Warftdamm. Dort hatte ich zur Vollendung eines Romans für einige Wochen beim Pastor Wohnung genommen.

Abends saß ich mit dem freundlichen alten Herrn zusammen im anregenden Gespräch über die Geschichte dieser Gegend. Ich erfuhr, daß die Kirchenbücher den großen Zerstörer, den Dreißigjährigen Krieg, überstanden hatten, da hierher kein reißig Volk gekommen war, es sei denn ein nicht allzu wüster Streiftrupp des besitzlichen Landgrafen.

Am diese Zeit hat in der Gemeinde ein Mann gelebt, über den die Kirchenbücher in dem abgehackten Stil alter Chroniken sehr, sehr seltsame Dinge berichten. Der Hibbo Jimmen war ein Mensch, der mehr sah, mehr sehen mußte als andere.

Viele Uebergänge und Zusammenhänge fehlten in den alten Aufzeichnungen; die versuchte ich zu ersetzen; freilich mußte hier und da die Phantasie mithelfen.

Am Rande des Dorfes stand eine saubere, nicht allzu kleine Hütte, eben jüst ausreichend für einen einsamen Mann wie Hibbo Jimmen. Er war zu der Zeit, als sich die nachstehenden Ereignisse zutragen, ein Mann von achtzig Jahren. Einst ein reicher Bauernsohn, hatte er in seinem Leben nur bei anderen die Armut kennen gelernt, die er zu lindern strebte, soweit es ihm möglich war. Alle Dorfleute liebten den Alten, und sie gingen zu ihm, wenn sie Rat oder Hilfe brauchten. Selten machte jemand den Weg zu Hibbo Jimmen, ohne leichteren Herzens wieder wegzugehen.

Doch nur in Ausnahmefällen betrat der Greis die Häuser seiner Dorfgenoßen, und tat er es dennoch, so erfaßte die ganze Familie ein namenloses Entsetzen, denn Hibbo Jimmen brachte den Tod.

Er besaß die in Nordfriesland hier und da vorkommende Gabe des zweiten Gesichtes, und ein innerer Zwang trieb ihn hinaus zum Hause der bedrohten Familie. Er sprach dann nichts von diesen furchtbaren Dingen; er blieb auch nicht lange, unterhielt sich vom Wetter, von der Ernte und ging wieder.

Wenn er draußen war, fielen sich die der Bärtlichkeit ange- wohnnten Familienmitglieder in die Arme, sie sahen sich mit großen Augen an, in denen das Grauen lag: Gilt es dir oder gilt es mir? — Die Ruhe kehrte erst zurück, wenn das Los gefallen und der Sarg aus dem Hause getragen war.

Aber die Friesen sind gerecht, sie trugen es Hibbo Jimmen nicht nach; sie wußten, daß er nie einen Menschen mit Wissen und Willen gequält hatte. Er konnte nicht anders, er mußte kommen.

In einem warmen Sommerabend saß der alte Hibbo in einem Altväter-Lehnstuhle vor dem erloschenen Feuer seines offenen Herdes. Seine stets ernsten Züge, auf denen seit einem halben Jahrhundert niemand ein Lächeln gesehen hatte, waren heute verzerrt und zeigten die fahle Blässe, wie sie ein übermenschlich grauenhaftes Erleben zu hinterlassen pflegt.

Still saß er und starrte mit weit aufgerissenen Augen ins Leere. Er sah dort nichts, aber vor einer Stunde hatte er etwas gesehen.

Nun erhob er sich schwerfällig.

Als er stand, sank er plötzlich in wahnsinniger Verzweiflung vor dem Stuhle in die Knie, legte den Kopf darauf und schrie:

„Albarmherziger, erspare mir dieses! Ich muß ja hin, wenn du mich nicht durch den Tod von diesem Gange befreist.“

Hibbo lag noch auf den Knien, als jemand von draußen toß gegen die Scheiden Klopfe. Gleich darauf wurde die Tür aufgerissen, und ein verwegener hessischer Feldfornett stand auf der Schwelle. Er suchte mit einer Reitpeitsche wild herum und schlug nach dem alten Vater, der einen Buckel machte und das Fell sträubte, traf ihn aber nicht.

„Achtung vor dem Landgrafen, du Vieh, und auch dir, Aller, möchte ich das raten!“

Langsam erhob sich Hibbo. Er sah den Eindringling an, und sein Gesicht verzog sich so grauenhaft, daß der wilde Kriegsmann einen Schritt zurückwich.

Dann raffte er sich zusammen, und indem er den Blick des Greises mied, herrschte er ihn an: „Dein Ruhm ist bis in unser fernes Lager gedrungen. Beweise jetzt deine Kunst! Du wirst mir gleich meine Zukunft prophezeien! Und wenn du das nicht vermagst, dann bist du ein Hundsfott, und bei allen Teufeln, dein Alter soll dich nicht vor der Rute schützen!“

Hibbo Jimmen reckte sich zu seiner ganzen gewaltigen Friesenhöhe empor, und sein Blick, der etwas Seherhaftes besaß, bewirkte ein abermaliges Zurückweichen des Kornetts. „Bei mir gibt es keine Kunst und keine Prophezeiungen. Bei mir gibt es weis mehr: die Gewisheit. Willst du die hören?“

„Zum Henker, ich verlange von dir, daß du mir sagst, was du glaubst!“

Da trat Hibbo ganz nahe auf den Kriegsmann zu. „Du wilder — du Menschlein, dir sieht der Tod bereits im Nacken. Du wirst deine Heimat, ja dein Lager nicht wiedersehen, denn nur wenige Stunden hast du noch zu leben.“

Der Kornett stieß ein grimmiges Lachen aus.

Aber jetzt gewahrte er etwas ganz Eigenartiges: Der Blick des alten Friesen zeigte weder Abwehr noch Horn, nur Erbarmen. Da fuhr dem wilden Krieger ein eisiger Schauer durch das Gebein. Wortlos wandte er sich ab, ging hinaus, bestieg sein Roß und trabte davon.

Weit kam er nicht, denn unterwegs fiel er vom Pferde, und als ihn seine Reiter am Boden liegen sahen, da ließen sie ihren Kornett, wo er war, wühlten die Sporen in die Weichen der Tiere und hielten dahin, als ob der Teufel ihnen auf den Hacken säße.

Das Skelett des Kornetts fand man viel später.

Nachdem die Reiter fort waren, zog Hibbo Jimmen sein bestes Zeug an. Ganz, ganz langsam war sein Schritt, als er sein Haus verließ und gleich in das des Nachbarn trat.

„Ich wollte euch nur guten Tag sagen. Es ist warm heute, und wenn es so bleibt, gibt's eine gute Heuernte. Besuchst mich mal, ich habe es heute eilig, muß noch Besuche machen bei Brinlamas, Akenas, Arens, ich weiß nicht, wo ich nicht hin mußte. Auf Wiedersehen.“

Damit ging der Alte und trat ins Nebenhaus, und dann in das nächste, übernächste und folgende Haus. Zimmer schleppender, mühsamer wurde sein Gang, immer glanzloser blickten seine Augen. Schließlich wankte er nur noch mit halbgeschlossenen Lidern weiter, und kaum ein Haus übergang er.

Zuletzt sagte er nur noch: „Ich komme, um euch eine gute Nacht zu wünschen.“

Waren die ersten Dorfbassen, bei denen Hibbo erschien, von Entsetzen geschüttelt, so nahmen die Nachbarn, bei denen er dann eintrat, die Dinge um einiges ruhiger. Der Gang des Greises sprach sich herum, und je weiter er kam, desto gelassener wurden die Besuchten.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich schließlich das Gerücht: Hibbo Jimmen kann nicht mehr voraussagen, er ist altersschwach geworden. Gelobt sei der Schöpfer, daß wir nicht an dem Fluche, der auf ihm ruht, teilzunehmen brauchen. Geht er zu allen, so steht er nichts mehr, sondern er ist ein Mensch wie wir und nur noch ein schwacher Greis.

Ein Tagelöhner, dem Hibbo geholfen hatte, begleitete und stützte den immer hilfälliger werdenden bis zum letzten Hause, wo ein jung verheiratetes Paar wohnte. Das Haus sah sich der Alte prüfend an. Dann schüttelte er den Kopf und sagte: „Nein, hier hinein will ich nicht. Bringe mich jetzt nach Hause, wenn du willst.“

Schwer und immer schwerer stützte er sich auf den Arm des Tagelöhners, der ihn zuletzt über die Schwelle seiner Hütte trug, wo er ihn in den Lehnstuhl setzte.

Da schlug Hibbo Jimmen noch einmal die Augen auf. „In deinem Hause bin ich nicht gewesen, Bernt Visser, und wenn ich dir gute Nacht sage, dann hat das nichts zu bedeuten, du bist hier ja bei mir. Also gute Nacht, Bernt Visser“, flüsterte er.

Dann war er tot.

Die Bauern von Warftdamm, die Hibbo trotz allem liebten, atmeten erleichtert auf, denn ganz offensichtlich hatte er im Greisenwahn zuletzt die unselige Sebergabe verloren.

Drei Tage später kam die Pest ins Dorf. Kaum ein Haus wurde von ihr verschont; nur das des jung verheirateten Paares und Bernt Vissers.